

(Nachdruck verboten.)

41]

## Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Das Innere der Jurte, das von dem Glanze des lodernen Feuers erhellt wurde, machte, den Eindruck eines abenteuerlichen, phantastischen Schlachthauses. Die Verbannten waren, blinkende Messer in der Hand, um einen großen blutigen Fleischhaufen beschäftigt, der auf dem Tische lag, während andere hart gefrorene Fleischstücke an den Wänden standen und in der Wärme tauten, bis sie an die Reihe kamen.

Sie riefen ihm ein Willkommen zu und schwiegen dann. Er legte den Pelz ab und trat auf sie zu, indem er den Blick seiner Frau aufzufangen suchte.

„Suchen Sie Ihr Messer? Da ist es!“ sagte Samuel, indem er ihm eine blinkende schmale Klinge entgegenstreckte. „Ich hab's genommen, denn es ist das beste von allen, aber wenn Sie wollen, will ich's gleich schleifen lassen. Krassuski, zieh es doch über den Wehstahl,“ wandte er sich an den jungen Mann, der im Schatten des Ofens stand und die Konfervenbüchsen gleich an Ort und Stelle verlötete, damit sie nicht durch die Stadt getragen zu werden brauchten und die Neugierde der Dschurdschjaner nicht unnütz wecken.

Arkanoff nahm das Messer nicht.

„Meine Herren“, sagte er, „heut haben wir den 19. Februar, den Tag, an dem die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben wurde.“

„Wichtig!“ riefen sie, „heut ist der 19. und wir haben das ganz vergessen.“

„Ja, wir haben's vergessen, denn wir sind seit einiger Zeit zu sehr mit uns selbst beschäftigt. Ich habe etwas Mundvorrat mitgebracht, der noch aus besseren Zeiten her stammt, und schlage vor, wir machen uns heute einen Feiertag.“

Eugenie sah ihren Mann dankbar und verwundert an.

„Natürlich. Das versteht sich. Gleich sind wir fertig; schnell, Jungens!“ riefen alle fröhlich.

Arkanoff nahm das Messer, das Krassuski geschliffen hatte und krepelte die Aermel auf. Das Messer war haarscharf, die Arbeit ging allen flink von der Hand und fröhliche Gespräche flogen von Mund zu Mund.

„Schade, daß Alexandroff und Jan nicht dabei sind.“

„Wahrhaftig, wenn sie fehlen, wird das Fest nicht recht freudig werden!“

„Aber wißt Ihr, wir könnten Mußja holen. Hör' mal, Glückchen, geh' und befreie ihn — um des heutigen Tages willen.“

„Er schläft wohl schon!“ sträubte sich Glitsberg.

„Dann mußt Du ihn wecken! Denn an diesem Tage gebührt auch den Bonapartisten eine Mitleidsträne.“

„Unterwegs aber könntest Du bei Tscherewin antreten.“

Aber Tscherewin kam von selbst.

„Doktor! Doktor! Sie haben sich ja eine Ewigkeit nicht sehen lassen! Wie schön, daß Sie da sind! Heut haben wir ja den 19. Februar!“ riefen sie, ihm die Hand drückend.

„Ich weiß; deshalb bin ich gekommen. Vielleicht berauscht Ihr Euch wenigstens heute nicht an Eurer Flucht und laßt vernünftig mit Euch reden.“

Er sah die Jurte, die blutigen Hände der Genossen, die ungeheuren roten Fleischstücke mit düsteren Blicken an.

„Ein Extrabote aus der Gouvernementsstadt ist da!“ fügte er plötzlich hinzu. „Er hat wichtige Papiere mitgebracht. Der Isprawnik hat den Adjunkten kommen lassen und nun sitzen sie im Polizeiamt.“

In der Jurte wurde es mäuschenstill.

„Ich will hin,“ sagte Samuel nach einer Weile, „die Briefe und Zeitungen holen, vielleicht erfahre ich etwas.“

Weder Briefe noch Zeitungen waren gekommen, denn die letzte Post, der der Bote vorangeeilt war, hatte alles mitgenommen. Samuel brachte nur die Nachricht, Mister Morley kehre mit einigen Seeleuten ans Meer zurück und würde in einigen Tagen in Dschurdschj eintreffen. Mußjas Anwesenheit schloß jede Erwähnung der Flucht aus, und zum großen

Vergnügen Tscherewins verging der Abend wie ehemals unter Liedern, Späßen und philosophischen Diskussionen.

„Opportunismus!“ ruft Ihr verachtungsvoll, „Opportunismus!“ Aber was findet Ihr schlimmes am Opportunismus? Ist der Stillstand Eurer Meinung nach besser, als der Opportunismus?“ rief Tscherewin spät in der Nacht. „Der Opportunismus ist nichts anderes als die Form, in der das Gesetz der Anpassung, das uns in der Biologie so sehr entzückt, auch in der Soziologie zutage tritt.“

„Na ja! Aber die Anpassung hat auch ihre Grenzen. Es ist zum Beispiel unmöglich, daß ein Adler, selbst wenn er auf den Opportunismus schwüre, zum Ferkel wird!“ meinte Samuel.

„Wichtig!“ erwiderte Tscherewin. „Aber was wollen Sie damit sagen?“

„Lassen Sie das sein, Doktor! Erzählen Sie uns lieber noch etwas aus der Biologie,“ rief Eugenie.

„Eigentlich kennt das Leben gar keinen anderen Weg, Gestalten und Ereignisse zu verknüpfen, als den Opportunismus. Es ist das eine alte Taktik, die darauf beruht, seinen Platz Schritt für Schritt zu erobern.“

„Oder . . . Schritt für Schritt zurückzuweichen!“

„Ja! Ihr behauptet aber, es sei besser, alles auf einmal hinzugeben. Nein, und tausendmal nein! Wenn wir auch nur ein winziges Bruchstück festhalten, können wir immer noch hoffen, über kurz oder lang alles zurückzuerobern. Irgend eine Arbeit läßt sich immer finden; ich seh' nicht ein, warum man die Hände nur deshalb in den Schoß legen soll, weil nicht alles getan werden kann.“

„Aber wenn sich nichts tun läßt?“

„Das hängt einzig und allein von uns selbst ab. Sind wir gezwungen, müßig zu sein, dann sind wir nicht gewandt genug, die jeweiligen Verhältnisse zu beherrschen. Den Lehren der Biologie gemäß sind solche Individuen dem Untergange geweiht. Und in der Soziologie wiederholt sich das selbe.“

„Ach, das haben wir schon oft hören müssen. Hören Sie auf, Doktor. Sie sind ein unverbesserlicher Optimist. Darin übertreffen Sie uns alle — aber Sie sind's auf anderem Gebiete. Erzählen Sie uns lieber etwas von Ihrer Praxis unter den Bauern.“

„Die Canaillen! Sie haben mich verraten. Sie haben's dem Stanowoj\*) hinterbracht, daß ich ihnen außer Arzneien auch Bücher gab. Sie sind schuld daran, daß ich hier sitzen und Euretwegen Kummer und Sorgen habe. Mußja, ist meine Pfeife fertig?“

„Nein, denn ich weiß nicht, was ich darauf schreiben soll.“

„Schreib: Herr, nimm meine Seele in Frieden auf!“

„Nein, die Sentenz paßt mir nicht. Bin ich etwa ein Küster?“

„Die Inschrift, die Dir paßt, Mußja, wird wohl lauten: Ich bin Glitsberg, Dein Herr, der ich Dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause geführt habe!“ sagte Samuel. Mußja sah ihn argwöhnisch mit weitgeöffneten Augen an; die Verbannten zuckten erschrocken zusammen.

„Wer weiß, was noch passieren kann; es ist möglich, daß er mich noch mal zum Befreier haben wird!“ lachte Mußja geheimnisvoll.

Es stürmet und fauset

Und leise rauscht der Regen,

begann Tscherewin zu singen.

Ach, wer wird mir armen Dirnlein

Wohl's Geleite geben,

fielen die Verbannten im Chore ein.

„Ach, Schnaps! Was gäbe ich nicht für einen Schluck!“

„Erlaubt mir, ein Fläschchen auf meine Rechnung holen zu lassen,“ rief Tscherewin.

Spät in der Nacht, fast schon gegen Morgen, machten sich Arkanoffs auf den Heimweg. Dichte Finsternis hüllte das Städtchen ein; von den dahergewallten Wolken verschleiert, waren die Sterne am Himmel verschwunden, der Frost hatte nachgelassen und der Schnee fiel in feinen Flocken herab.

„Siehst Du, Liebste, die Flucht ist solch 'ne Sache . . .“ flüsterte Arkanoff, seine Frau stützend.

„Ach, hör' auf! Es ist so dunkel, daß uns jemand un-

\*) Kommissar der Landpolizei.

Bemerkt belauschen könnte. Wart' damit, bis wir zu Hause sind," antwortete sie leise.

"Siehst Du, Genia, mir liegt nichts daran, ob ich in Amerika bin oder hier, wenn ich nicht in der Heimat sein kann," begann Arkanoff zu Hause, indem er sich aufs Bett setzte und seine schwarze Löwenmähne zurückstrich. "In Amerika ist uns jeder Wirkungskreis ebenso verschlossen wie hier! Ich bin sogar lieber hier, denn ich fühle wenigstens, daß ich im Grabe bin, daß es mir unmöglich ist, etwas zu tun. Dort werde ich mich ewig peinigen und mir meine Untätigkeit vorwerfen, und dem Verhängnis doch machtlos gegenübersehen. Wir werden in ein uns völlig fremdes Milieu geraten. Es ist unmöglich, in ganz unbekanntem Verhältnissen irgend eine Tätigkeit zu entfalten, in einem Lande, dessen Sprache wir nicht kennen, dessen Gebräuche uns fremd sind. Uebrigens hat mich das Schicksal zum Russen bestimmt, und das legt mir die Pflicht auf, vor allem für das Wohl der russischen Bauern zu wirken, denen ich Hab und Gut und mein ganzes Geistesleben verdanke."

"Wir könnten mit der Zeit insgeheim nach Rußland zurückkehren," unterbrach Eugenie ihren Mann.

"Zu solcher Arbeit taugte ich ganz und gar nicht, Liebste. Ich hab nicht das geringste konspiratorische Talent. Außerdem habe ich während meiner langen Gefangenschaft und infolge der Verbannung jede Fühlung mit den revolutionären Parteien verloren: die letzten Fäden, die mich mit jenen Menschen verbanden, sind zerrissen. . . . Unsere Mittel sind erschöpft. Ich fühle die Kraft nicht mehr, alles wieder von vorn anzufangen. Und Du mußt doch auch wissen, daß in Rußland Menschen unseren Schlages nur dann lange verborgen bleiben können, wenn sie den Behörden unbekannt sind; uns aber haben sie ja haarlein beschrieben, wie giftige Schlangen, und unzähligmal in den verschiedenen Gefängnissen fotografiert; wir werden auf der Stelle eingefangen. Dann sind wir selbst verloren und ziehen andere mit uns Unglück. Amerika hat also insofern einigen Wert für mich, als man dort ruhiger und bequemer leben kann. Aber im Grunde genommen ist weder das eine noch das andere von Bedeutung. Ich fliehe, weil Du es willst."

"Ach ja, ich will! ich will! ich muß!"

Sie kniete vor ihm nieder, stützte die Arme auf seine Kniee und sah ihm wieder in die Augen, wie sie es einst getan.

"Dein Wunsch soll erfüllt werden. Ich sage Dir das nur, damit Du weißt, warum ich mich zuweilen gegen die Flucht sträube und mir der Gedanke daran einen großen Widerwillen einflößt. Du sollst nicht denken, es seien nur sinnlose Hirngespinnste oder boshafte Missethate. Es tut mir leid um Dich, um alle. Den Tod fürchte ich nicht. Aber wenn ich daran denke, daß Du irgendwo auf dem Grunde des Meeres im Schlamm liegen könntest, daß langes Seegras Deinen Körper umwinden, Deine Hände umschlingen, Blutegel in Deinen geliebten Augen herumtrieben und Krebs und Krabben sich an Deiner Brust festklamern, Fische in Deinen Mund beißen und Deine teuren Augen zernagen könnten. . . ."

"Hör auf! Ich kann es nicht ertragen."

"Ich auch nicht."

"Und wenn wir wirklich nicht mitgehen, dann gehen sie allein. Und sie werden ertrinken, während wir einsam hier zurückbleiben. Ach nein, nur das nicht, dann will ich schon lieber, wir sterben alle zusammen! Glaube mir, Arty, auch hier wird die Furcht wie Blutegel über uns dahintriefen, die Selbstsucht wird sich wie Krebs und Krabben an unseren Körper klammern und die Gewohnheiten werden uns wie langes Seegras umstricken. Der Becher der ewigen Konzeptionen und Erniedrigungen, den wir bis auf die Keige werden leeren müssen, wird bitterer schmecken als das bitterste Seewasser. Und dann kommt endlich ein Tag, an dem auch unsere Selbstachtung dahin ist. . . . und das ist schlimmer als der Tod."

"Daher sage ich auch nichts mehr, daher willige ich ein, aber ich wiederhole Dir, Du mußt meine Bitterkeit und die Verzweiflung begreifen, deren ich nicht immer Herr werden kann. An das Gelingen der Flucht glaube ich nicht und habe auch keine Lust dazu, denn ich wiederhole Dir's, es ist mir einerlei, wo ich leben soll, wenn's nicht in der Heimat sein kann."

Eugenie senkte den Kopf.

"Es ist geschehen. Wir haben zugesagt. Wir werden doch nicht zurücktreten, Artemij? Arty, ich habe Dich lieb! Ja, ich will Dich lieb haben!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der Staub als Krankheitserreger.

Allorten über dem Erdboden sind Verunreinigungen körperlicher Natur in der Luft verbreitet, nur über der Meeresfläche in einer Entfernung von mindestens 1000 Kilometern vom Ufer ist die Luft, abgesehen von staubförmig feinen Wasserteilchen, die durch Windstöße in die Atmosphäre getragen werden, frei von fremdartigen Bestandteilen. Selbst in unbewohnten Gegenden ist die Atmosphäre nicht völlig rein, aber je dichter bewohnt eine Gegend ist, je fleißiger und ausgiebiger sich Industrie und Gewerbe regen, um so größere Mengen staubförmiger Verunreinigungen enthält die Luft, und um so mehr von einander unterschieden sind die einzelnen Bestandteile in bezug auf ihre Herkunft und ihre Natur.

Die Hauptmasse des Luftstaubes, ungefähr  $\frac{3}{4}$  davon, stammt vom Erdboden; sie ist das Produkt der langsamen Verwitterung der oberen Gesteinsschichten und ihrer Austrocknung bei höherer Temperatur und trockener Atmosphäre. Sobald stärkere Winde wehen, werden diese Massen vom Boden aufgenommen und weit hin in andere Gegenden getragen; die größten Staubmassen finden sich darum in der Luft tropischer Gegenden, in der Sahara, in Aegypten, im Pentjab. Außer den Abkömmlingen des Erdbodens, die nicht nur den größten, sondern auch den gewichtigsten Teil des Luftstaubes darstellen, finden sich noch in der Atmosphäre Ruß- und Kohlenpartikelchen als Produkte der Heizung und industrieller Anlagen, ferner feinste, außerordentlich leichte Teilchen, die selbst in unbewegter Luft sich schwebend erhalten und bei geringfügiger Bewegung weithin getragen werden, die sogenannten Sonnenstäubchen. Sie bestehen aus feinsten Woll- und Baumwollfasern und aus pflanzlichen Mikroorganismen, namentlich aus den Dauerformen der Schimmelpilze. Keine pflanzlicher Organismen bilden wegen ihrer Bedeutung für das Leben der höheren Tiere einen wichtigen Bestandteil des Luftstaubes; in einem Kubikmeter Luft finden sich bis zu 1000 lebensfähiger Keime, allerdings gehören die meisten den Schimmelpilzen an, nur 100 bis 200 sind Organismen anderer Art, Bakterien. Unter den letzteren überwiegen an Zahl weitaus die Gärung und Fäulnis hervorruhenden Organismen, Krankheitserreger verschwinden ihnen gegenüber an Menge.

Die hygienische Bedeutung des Luftstaubes ist natürlich eine ganz verschiedene je nach seiner Herkunft und Eigenart. Die Hauptmenge des Staubs, die groß mineralischen Abbröckelungsprodukte der Erdoberfläche, können keinen besonderen Schaden anrichten, wenn sie nicht in abnorm großer Menge die Atmosphäre erfüllen. Sie werden wohl mit der Luft eingeatmet, und die Lungen jedes Menschen lassen Spuren davon erkennen, in der Regel ist aber höchstens eine vorübergehende Reizung der oberen Luftwege, der Nase, des Rachens oder der Luftröhre die Folge solcher Einatmung; die meisten fremdartigen Partikel werden schon an den Eingängen oder im Verlauf der Luftzuführenden Kanäle zurückgehalten, und diejenigen Staubpartikel, die trotzdem in das Innere der Lunge gelangen, werden bald aus dem Bereiche der atmenden Flächen entfernt, von den Saftbahnen aufgenommen und in diesen bis zu den nächsten Lymphdrüsen transportiert, wo sie für die ganze Lebenszeit liegen bleiben können. Die dunkle, schiefergraue Färbung der Lunge des Erwachsenen, die mit Kohlenpartikelchen angefüllten Lymphdrüsen in der Umgebung der Luftröhren sind Erscheinungen, die man fast normal nennen könnte, und die sich beinahe regelmäßig als Zeichen der staubförmig verunreinigten Atmosphäre, in der der Betreffende gelebt hat, wiederfinden. Nur dann, wenn ungewöhnlich große Staubmassen eingeatmet werden, namentlich also bei gewissen Gewerben, bei Steinbauern, Metall- und Kohlenarbeitern, in Webereien, Spinnereien und ähnlichen industriellen Betrieben können schwere Folgen eintreten. Es kann durch den Reiz der eingeatmeten Fremdkörper allmählich zu einer schleichenden Entzündung der Lunge kommen, die ihren Ausgang in narbige Schrumpfung mit teilweiser Zerstörung oder Einschränkung der atmenden Lungenflächen nimmt. Es kann aber auch auf dem weniger widerstandsfähigen Boden, den die dauernde Existenz in einer staubreichen Atmosphäre geschaffen hat, echte Tuberkulose der Lungen sich entwickeln; namentlich Arbeiter, die mit mineralischem und metallischem Staub in vielfache Berührung kommen, sind, wie die statistischen Untersuchungen lehren, gefährdet.

Es kann hier nicht ausführlicher auf die Art und Weise eingegangen werden, wie man die Arbeiter vor solchen Gefahren zu schützen hat. Oberstes Prinzip muß sein, alle Arbeiten, die sich unter Anfeuchtung, dem wirksamsten Schutz gegen Staubaufwirbelung, ausführen lassen, in dieser Weise auszuführen, für andere Maßnahmen, soweit es möglich ist, geschlossene Apparate zu gebrauchen und im übrigen durch besonders ausgiebige Ventilation und durch Schutzvorrichtungen das Einatmen größerer Staubmassen nach Kräften zu verhüten. Die lebenden, pflanzlichen Organismen, die einen großen Teil des Luftstaubes bilden, haben in hygienischer Beziehung eine ganz verschiedene Bedeutung, je nachdem es sich um einfache Schimmelpilzkeime, um Gärungs- und Fäulnisreger oder um Krankheitserreger handelt. Die letzteren, die natürlich an sich die bedeutungsvollsten sind, bilden nur eine sehr bescheidene Minderzahl; am verbreitetsten sind die Schimmelpilzsporen, die von besonderer Leichtigkeit sind. Der geringste Windstoß genügt, um sie von dem Mutterboden abzuheben und in die Atmosphäre zu tragen; auch vom feuchten Erdboden aus gelangen sie in die Luftströmung,

well die sporentragenden Teile der Pilze über den Erdboden weg in die Luft ragen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Spaltpilzen oder Bakterien. Die große Mehrzahl der Bakterien gelangt direkt oder auf den verschiedensten Umwegen auf den Erdboden, wo viele von ihnen lange Zeit lebens- und fortpflanzungsfähig bleiben; andere Keime haften an Kleidungsstücken, an Gebrauchsgegenständen, am Fell der verschiedenen Haustiere usw. All diese verschiedenen Keime kommen, wie die Beobachtung lehrt, nur verhältnismäßig selten isoliert in die Luft, sie haften gewöhnlich an den größeren Staubpartikeln, an den mineralischen Massen oder an den Fasern der Kleidungsstücke, der Wäsche usw., und sie gehören darum nicht zu den leichtesten Elementen des Luftstaubes, sondern gerade zu den schwereren, die sich, sowie die Luftbewegung zur Ruhe gekommen ist, sehr bald niederzuschlagen.

Da also die Mehrzahl der Bakterien nur mit Partikeln ihre Unterlage in die Atmosphäre erlangt, ist es natürlich, daß die am Boden haftenden Keime, die die große Mehrzahl bilden, nur dann in die Luftströmungen getragen werden können, wenn sie selbst und der Erdboden bis zu einem gewissen Grade trocken sind. Wenn nach länger anhaltender, trodener Hitze die Luft wieder bewegt wird, ist die günstigste Gelegenheit geboten zur Verbreitung der Bakterien. Die damit verbundene Gefahr ist aber nicht so groß, wie es auf den ersten Eindruck wohl scheinen möchte. Die Mehrzahl jener Produkte sind nur Gärungs- und Fäulniserreger, sie werden durch die Windströmungen überall hingetragen und können so überall die zum Aufbau der Pflanzenwelt und dadurch mittelbar zur Erhaltung des tierischen Lebens notwendigen Gärungen und Fermentierungen organischer Substanzen anregen. Jener ewige Kreislauf des Stoffes vom Tier zur Pflanze und von der Pflanze zum Tier ist nur möglich durch die Tätigkeit jener Fäulniserreger, die also eine hochwichtige Aufgabe zu erfüllen haben. Die krankheitserregenden Keime sind an Zahl so gering und werden überdies noch im Freien durch die Windströmungen so weit nach allen Richtungen hin verbreitet, daß es sicher zu den seltenen Ausnahmen gehört, wenn auf diesem Wege eine Ansteckung erfolgt. Nimmt man in dem Kubikmeter Luft 100 Bakterien an, so würde, wie man ausgerechnet hat, der Mensch bei einer Lebenszeit von 70 Jahren ca. 25 Millionen Bakterien einatmen; genau dieselbe Menge kann er aber schon in einem Viertel-liter ungelochter Milch zu sich nehmen. Es geht aus dieser Betrachtung hervor, daß für die Entstehung von infektiösen Erkrankungen die Luft als Transportmittel der Krankheitserreger, im Freien wenigstens, nicht in nennenswerter Weise in Betracht kommt. Außerdem erleiden die meisten krankheitserregenden Bakterien im ausgetrockneten Zustande eine bedeutende Abschwächung, sie gehen teils zugrunde, teils büßen sie ihre krankheitserregende Kraft und ihre Fortpflanzungsfähigkeit ein. Nur die sogenannten Dauerformen, die Sporen, und einzelne Krankheitserreger, z. B. Tuberkulosebakterien halten sich längere Zeit lebensfähig; jedenfalls spielt die Ansteckung durch Nahrungsmittel und durch unvorsichtigen Verkehr mit Kranken eine viel wichtigere Rolle als die Luftinfektion.

In geschlossenen Räumen, also in Zimmern, aber auch in engen Gassen und Höfen mit träger Luftzirkulation liegen aber die Verhältnisse doch wesentlich anders; hier können sich durch den Aufenthalt von Kranken oder durch den Transport Krankheitserreger in größerer Menge ansammeln, und die Luftmasse wie die Luftströmung genügen unter diesen Verhältnissen nicht, um eine solche Verdünnung hervorzurufen, daß jene Schädlichkeiten nicht zur Wirkung kommen können. Für gewöhnlich schweben nun, wie wir schon oben erwähnt haben, die Krankheitserreger nicht in der Luft, sie gehören ja zu den schwersten Elementen des Luftstaubes und lagern ruhig am Boden, an den Möbeln und Gebrauchsgegenständen; wenn aber durch irgend welche Einflüsse Staub aufgewirbelt wird, dann kommen die Krankheitserreger vorübergehend in der Luft der Zimmer, der Höfe und Gassen und können dann in solcher Menge eingeatmet werden, daß sie Krankheiten hervorrufen.

Es geht also aus unseren Betrachtungen hervor, daß im Freien, in bewegter Luft, der Staub weder durch seine mechanischen Eigenschaften noch als Träger krankheitserregender Bakterien von besonderer Bedeutung ist; gefährlich kann er nach allen Richtungen hin in geschlossenen Räumen werden, durch seine physikalischen Eigenschaften in Fabriken und Werkstätten als Träger von Krankheitserregern außerdem noch in Wohnräumen und engen Gassen.

Der wirksamste Schutz vor diesen Gefahren liegt in der Vermeidung von Stauberregung, wie wir es für die gewerblichen Betriebe oben geschildert haben, und in der gefahrlosen Beseitigung des Staubes in den Wohnungen. Wir haben gesehen, daß das Aufwirbeln des Staubes die meisten Gefahren in sich birgt, darum muß die Reinigung der Zimmer immer auf nassem Wege geschehen, wenn sie wirksam sein und nicht direkt Schaden anrichten soll. Wenn man außerdem noch in allen bewohnten Räumen für stete Reinhaltung der Luft, für häufige Lüfterneuerung sorgt, wenn man dort, wo ansteckende Kranke verpflegt wurden, die Mikroorganismen durch Desinfizientien abzutöten sucht, dann hat man sich, soweit es in menschlichen Kräften steht, vor den Erregern ansteckender Krankheiten geschützt. Die Hauptsache bleibt also auch hier wieder, wie für die Gesundheitspflege überhaupt, die Reinlichkeit, die Vermeidung von Staub und seine schleunige Entfernung. Damit führen die Ergebnisse der mühevollen, wissenschaftlichen Untersuchung in geläuterter Erkenntnis wieder auf jenen Standpunkt zurück, den ein-

sichtige Beobachter von jeher, längst ehe man an Bakterien dachte, eingenommen hatten. —

Dr. F. Bernhart.

### Kleines Feuilleton.

— Der Staat soll eingreifen. Aus Wien berichtet das dortige „Extrablatt“: Der staatsanwaltliche Funktionär eines Wiener Bezirksgerichts sitzt in seiner Stube und erhebt schriftliche Angaben wegen allerlei Uebertretungen. Da wird plötzlich die Tür aufgerissen und ein elegant gekleideter Herr stürmt in das kleine Amtszimmer.

Der Herr (aufgeregt): „Habe ich die Ehre, den Herrn Staatsanwalt?“

Funktionär (ohne aufzublicken): „Natürl. Bitte, in welcher Sache erscheinen Sie?“

Der Herr (dramatisch): „D. in einer schrecklichen Sache.“

Der Staatsanwalt (ist gespannt. Mit einer Handbewegung lädt er den Besucher ein. Platz zu nehmen, der jedoch aus der Brusttasche ein Kuvert zieht, das er dem Funktionär entgegenhält): „Da lesen Sie!“

Der Funktionär (nimmt den Brief, der die Aufschrift einer bekanteten Wiener Modistin trägt, dann zieht er eine — Rechnung heraus und liest): „Einen Damenunterrock 40 Kronen, ein Negligé 200 Kronen, zusammen 240 Kronen. Ja...“

Der Herr (immer heftiger): „Ja, erraten Sie nicht?! Ich bin seit acht Tagen verheiratet. Großartig verheiratet. Da kommt mir vor vier Tagen dieser Brief ins Haus. Meine Frau, der ich ein Negligé abge schlagen habe, schwört nun, daß ich eine Geliebte besitze! O! Denken Sie, eine Geliebte nach acht Tagen!“

Der Funktionär: „Ja... ich verstehe nicht... was kann ich mit der Sache zu tun haben.“

Der Herr: „Ja, gewiß. Da muß eben der Staat eingreifen!“

Funktionär: „Geschädigter, der Staat ist nicht dazu da, Ihre Familien-Angelegenheiten zu ordnen.“

Der Herr (verlegt sich aufs Bitten): „Herr Staatsanwalt, ich bin ein Kind des Todes. Mein Haus ist eine Hölle geworden. Meine Frau will ins Wasser gehen, ich muß mich erschießen. Das können Sie unmöglich zugeben. Und dann, Sie sind ja auch ein Mensch! Als Mensch bitte ich Sie, siehe ich Sie an. Raten Sie, helfen Sie mir!“

Der Funktionär (verlegen): „Ha... hm... Nun, das ist ja ganz einfach. Gehen Sie doch einfach zu der Firma hin. Klären Sie sie auf, daß ein verhängnisvoller Irrtum passiert ist, und ersuchen Sie die Firma, dies Ihrer Frau aufzuklären. Da ist die Geschichte doch ganz einfach gelöst.“

Der Herr (tonlos): „Ja, das wär' ja recht schön, aber das Schrecklichste an der Sache ist, Herr Staatsanwalt, daß — sie wahr ist!“

Der Staatsanwalt hat keinen Rat erteilt. —

### Kunst.

c. Von Auguste Rodin, dem französischen Bildhauer, erzählt Georg Treu in dem neuesten Heft von „Kunst und Künstler“ allerlei interessante Dinge. Der große Bildner so vieler Werke, die eine ungeheure Kraft und leidenschaftliche Größe atmen, ist noch immer unerschöpflich im Erfinden und Formen neuer Schönheit. Unausführlich schafft er an seinem größten und vielgestaltigsten Werke, an dem „Höllentor“, das der Unterstaatssekretär für die schönen Künste, Turquet für die Union Centrale des Arts bestellt hat. Eine einfache breite Pforte bildet das Gerüst für eine unendliche Menge von Gestalten, die die Pfosten und Gebälke umfluten, im gräßlichen Reigen die Qualen der Hölle darstellen. Wie hat Dantes unsterbliches Werk, dessen eiserne Terzinen Visionen einer übermenschlichen Anschauungskraft formen, durch die Jahrhunderte alle die großen Schöpfer der bildenden Kunst ergriffen und zum Neugefalten gezwungen! Seit Signorelli und Michelangelo sind neue Welten gewaltiger, sich windender und bäumender Leiber aus den Gefängen der Hölle erstanden. Doch wie blutlos und blaß sind die Zeichnungen der deutschen Nazarener gegenüber diesem graufigen Zug, der aus Rodins Tor hervorsteigt und taumelt, mühsam sich aufrecht und krampfhaft sich hebt, von der gleichen zähneknirschenden, beißenden Wut erfüllt, wie die Verdammten auf der „Dantebarke“ von Delacroix. Ins Ungeheuerliche, Grandiose und Ueberwältigende sucht Rodin diese seine Visionen zu gestalten. Er beabsichtigt jetzt, die Tür, die ursprünglich etwa 8,50 Meter hoch werden sollte, auf 15 Meter zu vergrößern. Dann würde der ganze Aufbau die Höhe eines vierstöckigen Hauses erreichen und die Möglichkeit einer Ausstellung, die nach der Beendigung im Pavillon Marjan des Louvre geplant ist, äußerst schwierig werden. Doch solche äußeren Hemmnisse können den Künstler in seinem Schaffenswunsch nicht aufhalten. Diese in wütender Liebe und mordendem Haß zusammengeballten Körper, diese verschlungenen Knäuel schreiender, stützender, kämpfender Menschen, aus denen sich eine Geberde tiefsten Wehs, eine Linie grenzenloser Erschlaffung, gespanntester Erregung erhebt, sie können nur in Riesengröße geschaffen werden. Rodin ist der Gestalter der unbewußten feinsten Seelenregung im

Harten Gestein, seine Plastiken haben die vibrierende, im Lichte zitternde Lebendigkeit impressionistischer Bilder, und diese höchste Ungezwungenheit, diese Freiheit in Beobachten des Körpers verdanke der Künstler seiner Unabhängigkeit dem Modell gegenüber. Treu erzählt, wie er die Modelle sich frei und ungezwungen bewegen läßt, und dann plötzlich mit ein paar schnellen Strichen eine Stellung aufs Papier wirft, die ihm ausleuchtete unter tausend anderen; so hält er das Leben selbst fest, die momentane Bewegung, die feinste Nuance, in der eine bestimmte Linie am reinsten, am schönsten zum Ausdruck kommt. Eine Menge solcher Skizzen, deren einzelne Striche belebt sind durch einen gelbrötlichen Fleishton, durch braunschwarze Haarfarbe, konnte man in der Ausstellung der Berliner Sezession 1903/04, dann auch in der diesjährigen Dresdener Ausstellung sehen. Die unermüdlige Hand Rodins formt ebenso kleine plastische Gebilde, die gewisse Situationen hastig auffangen und zu Tausenden, in Gips gegossen, große Schränke füllen. Rodin ist vor allem, wie alle großen Künstler, ein Arbeiter der Mächte. Das Faltenwesen, erklärte er, sei ihm durch die vielen „Draperien“ verleidet worden, die er in seiner Jugend für Carrier-Wellen habe bilden müssen. Selbst in den verwelkenden Formen des Alters leuchtet dem Künstler eine ehrwürdige Schönheit entgegen. Rodins ganzes Art des Schauens ist in jenem tiefsten Sinne antik, daß sie ewige Beziehungen des Menschen zu der Natur aufsucht. Zwei weibliche Gestalten, die sich umschlingen, werden ihm zum Mond, der die Nacht im Scheiden löst, oder in zwei Liebenden sieht er Sonne und Erde, die einander sich zuneigen. Seine Vorliebe für die Antike bezeugen auch die antiken Marmorstatuen, die unter den Bäumen seines Gartens stehen. Wenn er solch ein Meisterwerk erwerben kann, ist ihm nichts zu teuer. Einem englischen Kunstfreunde bot er für einen griechischen Frauenkopf aus Chios, wenn er ihn bei Lebzeiten behalten dürfe, eine beliebig große Anzahl seiner eigenen Werke. Einen unerlöschlichen Eindruck haben auf ihn die olympischen Siebelgruppen nach der Rekonstruktion Treus im Dresdener Albertinum gemacht. Und doch der Geist dieses unruhigen, an keiner Stätte rastenden Mannes an seiner Welt der Leidenschaft und Erhabenheit auch nach Weltentfugung und Stille sich sehnt, beweist eine Buddha-Statue, die auf seiner Besitzung zu Meudon von einem Gartenhügel weit über die Lande sieht.

**Völkerkunde.**

— Die Rechtsanschauungen der Bakwiri (Kamerun) über das Grundeigentum stellt der Missionar Lutz in Quä in einem Gutachten dar, das im „Kolonialblatt“ abgedruckt worden ist, und dem der „Globus“ das Folgende entnimmt: Das Stammesgebiet zerfällt in Eigentum der Dorfgemeinschaft und in Privateigentum. Letzteres beschränkt sich nicht nur auf innerhalb des Dorfes gelegenes Land oder auf angebautes Gebiet, sondern dehnt sich auch auf unbebaute Waldgebiete aus. Auf dem Allgemeinbesitz des Dorfes darf jeder, ohne jemand zu fragen, seine Hütte bauen und seine Farm anlegen, und der Ertrag der auf dem Dorfstand stehenden Nutzbäume steht allen zu. Hinsichtlich eines besonderen Verwaltungs- und Verfügungsrechts über den Dorfbesitz kommt die Person des Häuptlings — jedoch nur im Verein mit den Dorfältesten — nur in solchen Fällen in Betracht, wo etwa ein Dorf dem anderen einen Teil seines Besitzes streitig macht, oder auch vielleicht das Wasser- oder Fischrecht. In den Prozessen, die daraus entstehen, wird das Dorf durch den Häuptling und die Ältesten vertreten. Der größte Teil des von den einzelnen Dorfbewohnern als Privateigentum bezeichneten Landes kann als von den Vätern überkommenes Erbe betrachtet werden; daher kommt es, daß nicht nur bebautes, sondern auch längst wieder verwildertes und nur mit Busch bestandenes Farmland Privateigentum ist. Selbst wenn der Besitzer das Dorf verläßt und sich anderwärts ansiedelt, bleibt ihm sein Eigentum; ist es während seiner Abwesenheit von einem anderen bebaut worden, so muß es dem Besitzer zurückgegeben werden, wenn dieser zurückkehren sollte. Auch die Kinder behalten das stete Anrecht. In einzelnen Dörfern hört allerdings dieses erbliche Anrecht auf, wenn das Land nicht mehr bewirtschaftet wird. Jeder hat das Recht, sich dadurch Privateigentum zu erwerben, indem er ein Stück Dorfland reinigt und bebaut. Hervorgehoben wird diese Einrihtung durch die unbedingt nötige Wechselwirtschaft der Acker, nach der nur einige Jahre auf ein und demselben Lande gepflanzt wird. In ganz seltenen Fällen wird Privateigentum auch durch Kauf erworben; etwas häufiger geschieht es durch Schenkungen. Es kommt auch vor, daß Privateigentum für etliche Jahre verpachtet wird. Bei den Bakwiri herrschte bis vor wenigen Jahren die Sitte, daß ein Angehöriger des Stammes, der sein Dorf verließ, um sich in einem anderen Bakwirdorfe anzusiedeln, dort eine Abgabe zu entrichten hatte, gleichsam um sich das Bürgerrecht und Anteil an Gemeingut zu erwerben. Die Abgabe bestand gewöhnlich in einem Schweine, einer Ziege oder einem Schafe. Heute sind bei solcher Uebersiedelung keine Abgaben mehr zu entrichten, wie Stationsleiter Leuschner im Anschluß an das Lutzsche Gutachten erwähnt.

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die braune Verfärbung der Weinblätter. Die Braunfärbung der Weinblätter hat man bislang auf die verschiedensten Ursachen zurückgeführt. Unter anderem hat man in den

veränderten Blättern mehrere verschiedene Schmarotzer entdeckt, die sich aber hinterdrein als Reste der Chlorophyllkörner oder des sonstigen Zellinhaltes erwiesen haben. Auf eine ganz andere Ursache weisen die Versuche hin, die von R. Rabag neuerdings angestellt worden sind. Nach dem „Prometheus“ zeigte es sich dabei zunächst, daß die Verfärbung der Blätter um so stärker eintritt, je mehr Fruchttrag von dem betreffenden Stode verlangt wird; Neben dagegen, denen die Blütenstände vollständig genommen waren, zeigten auch nicht eine Spur der Krankheitserscheinung. Des weiteren hat sich herausgestellt, daß auch der Einfluß der Witterung mit in Betracht kommt. Weinstöcke, die auf einer Seite andauernd beschattet gehalten wurden, belamen die Verfärbung der Blätter nur auf der dem direkten Sonnenlichte ausgesetzten Seite. Aus diesen Beobachtungen dürfte hervorgehen, daß die Bräunung der Blätter nicht auf eine Infektion durch schmarotzende Organismen zurückzuführen ist; sie ist vielmehr eine Folge der übermäßigen Beanspruchung der Produktionskraft der Pflanzen. Die Mittel zur Vermeidung der Krankheit ergeben sich damit von selbst; sie bestehen in einer Einschränkung der Produktion, in Vergrößerung der Laubmasse und in reichlicher Düngung.

**Humoristisches.**

— Vor dem Leihhause. Eine Frau (zur anderen): „Wenn ich nur meinen Mann versehen könnte, den Versatzzettel tät' ich g'wisz verlieren.“

— Mißtrauisch. Bäuerin: „Keane Summafeischler mag i nimmer. Die tean grad spionier'n, wia did daß d' Willi is, bals von der Kuach kummt!“ — („Simplicissimus“.)

**Notizen.**

— Im Deutschen Theater beginnen die Nachmittags-Vorstellungen nächsten Sonntag um 2 1/2 Uhr. Gegeben wird „Lady Windermere's Fächer“ von Oskar Wilde.

— Das Wiener Burg-Theater bringt Fuldas „Maskerade“ noch diesen Herbst heraus.

— Eine deutsche Zentnar-Ausstellung, die uns die Geschichte des letzten Jahrhunderts deutscher Kunst entrollen soll, wird von kunstgelehrten Persönlichkeiten und reichen Leuten geplant. So berichtet wenigstens „Kunst und Künstler“.

— Mit den Wortschwedern kann man sich jetzt von Berlin aus für 1 Mark telephonisch unterhalten. — Wird das ein Bilderbestellen geben!

— Der Direktor der Wiener Kunstgewerbeschule, Felician Freiherr v. Mirbach befindet sich seit März in Amerika und verlangt einen Nachurlaub nach dem anderen. Das Kultusministerium meint, er komme überhaupt nicht wieder und hat ihm in Professor Oskar Beyer bereits einen Nachfolger gegeben.

— Rentiere auf der kurischen Nehrung. Wie das „Memeler Dampfboot“ meldet, ist dem Wildbestande auf der kurischen Nehrung noch eine neue Wildfamilie beigegeben. Der Dampfer „Phönix“ brachte ein Pärchen junger Rentiere. Die Tiere wurden vom Königsberger Tiergarten an den Oberförster Morzfeld in Rossitten auf die Nehrung überandt und am Perweller Leuchtturm ausgesetzt.

t. Um das Wesen des gelben Fiebers genau zu untersuchen, wird sich eine von der Schule für tropische Medizin in Liverpool ausgerüstete Expedition nach dem Amazonasstrom begeben.

— Ein neues feuerfestes Material für die chemische und metallurgische Industrie hat Acheson, der Entdecker des Starborund, hergestellt. Er nennt es Silorilon. Seine Haupteigenschaft ist nach der „Nür. Ztg.“ außerordentliche Feuerbeständigkeit, indem es weder durch Feuerzunge noch durch flüssige Metalle, noch durch saure oder basische Schlacken angegriffen wird. Es hat eine graugrünliche Farbe, mäßige Härte und eine Dichte von 2,45. Es ist chemisch äußerst indifferent, nur Flußsäure wirkt sehr langsam darauf ein. Bei einer Temperatur von 1470 Grad zerfällt es sich in der sauerstoffhaltigen Atmosphäre nur an der Oberfläche; bei Temperaturen von über 2800 Grad zerfällt es in Silicium, Starborund und Kohlenoxyd. Acheson fand es zufällig in ungenügend geheizten Starborund-Ofen und stellt es gegenwärtig fabrikmäßig dar aus feinem Sand, Koks und Sägespänen.

— Wunderliche Erfindungen. Unter den in letzter Zeit geschützten Erfindungen befinden sich folgende: Heizbare Schuhe, einen Babeschurz mit Geldtasche, einen Vierunterjak, der selbsttätig die Zahl der darauf gestellten vollen Seidel anzeigt, einen Stab zum Umrühren von Limonade (nur einmal zu gebrauchen), eine Wangenwalle zc.